

Ritus und Volkstum in Syrien

Von Wilhelm de Vries S. J.

Die arabische Welt ist uns heute nicht mehr etwas so ganz Unbekanntes. Es sind nicht mehr bloß die Märchen von »Tausendundeiner Nacht« und die phantastische Pracht des sonnigen Orients und die Kalifen von Bagdad, die uns in den Sinn kommen, wenn man von ihr redet. Zu oft sprechen die Zeitungen von der rauen Wirklichkeit der arabischen Welt von heute. Die Unruhen in Palästina wollen kein Ende finden. Hier kämpfen die Araber mit einer unglaublichen Zähigkeit für ihre Unabhängigkeit. Ihr Kampf ist eine Sache, an der alle ihre Stammesbrüder Anteil nehmen. Auch die auswärtigen arabischen Mächte haben ihre Hand im Spiel. Vor drei Jahren wurde ich in Aleppo auf der Straße von syrischen »Eisenhemden« um einen Beitrag für die streikenden Araber in Palästina angegangen.

Die – freilich sehr problematische – politische Einheit Syriens wurde nach Abschluß des Vertrages mit Frankreich im Jahre 1936 mit Eifer propagiert, hauptsächlich durch die Araber von Damaskus. Einheit des arabischen Volkstums und darum politische Einheit war die Losung. Es sind Bestrebungen im Gange, Syrien, Transjordanien und Palästina zu einem arabischen Staat zusammenzuschließen. Ja der Traum eines arabischen Reiches von den Säulen des Herkules bis nach Bagdad und zum Persischen Golf ist noch nicht ausgeträumt.

Ist wirklich die Einheit dieses Volkstums so stark, um eine nationale, staatliche Einheit zu tragen? Der Orient und insbesondere Syrien ist das Land der Spaltungen in Gruppen und Grüppchen, die einander bis aufs Messer bekämpfen. Kann da auf einmal der Traum der all-arabischen Einheit Wunder wirken? Syrien ist weit davon entfernt, »ein Reich« wie Deutschland oder »une patrie« wie Frankreich zu werden. Die Drusen, die Alaouten, die Türken im Sandjak Alexandrette, die aus Kurden, Armeniern, Syrern und Arabern gemischte Bevölkerung des nördlichen Mesopotamien (Haute Jéziréh), sie alle wollen von den Arabern in Damaskus nichts wissen. Im vergangenen Jahre hat man in der Haute Jéziréh den von Damaskus geschickten Gouverneur mit samt seinen Gendarmen in seinem Palais festgesetzt. Man war entschlossen, es mit jedem andern Gouverneur, den Damaskus schicken mochte, ebenso zu machen.

Von den Türken im Sandjak Alexandrette hat uns die Tagespresse genug berichtet. Hier machte die neue Türkei energisch ihre Ansprüche auf die teilweise türkische Bevölkerung geltend. Damaskus war machtlos. Frankreich wollte keinen Krieg mit der Türkei, um den Sandjak für Damaskus zu retten. Inzwischen ist der Sandjak formell den Türken überlassen worden, zum großen Arger der Nationalisten von Damaskus.

Die nationale Einheit Syriens ist mehr als problematisch. Die völkische und – was im Orient wesentlich ist – die religiöse Einheit als Grundlage nationaler Einheit fehlt. Religiöse Spaltung bedeutet im Orient sehr leicht auch gesellschafts-

liche Trennung, Bildung von Gruppen, die sich auch sozial, ja national als etwas Eigenes, von andern religiös-nationalen Gemeinschaften Geschiedenes fühlen.

Da ist vor allem der schier unüberbrückbare, dreizehnhundert Jahre alte Gegensatz zwischen Christen und Mohammedanern. Unter den Mohammedanern gibt es auch wieder verschiedene Gruppen. Aber die Hauptmasse stellen die in sich geschlossenen Sunniten, während die Christen in fast hoffnungslos viele »Riten« gespalten sind. Es gehört geradezu ein eigenes Studium dazu, um sich in dem Wirrwarr auszukennen. Eine sonst gut orientierte Zeitung brachte im vergangenen Jahre einen Artikel: »Alle gegen alle. Syrien das Land der Religions- und Stammesfehden«. Man kann es dem Artikelschreiber nicht sonderlich übelnehmen, daß ihm einiges durcheinandergeht. Er weiß z. B. nicht, daß in Syrien »Melkiten« und »Griechen« dasselbe sind. Er redet von katholischen und orthodoxen Melkiten und daneben noch von katholischen und orthodoxen Griechen. Wie es scheint, hält er den Nestorius für einen Patriarchen von Antiochien. Das ist schon arg.

Der tiefste religiöse und damit tatsächlich auch gesellschaftliche und nationale Gegensatz besteht in Syrien zwischen Christen und Mohammedanern. Allerdings sind die heutigen Mohammedaner nur zum geringen Teil Abkömmlinge der alten Araber, die vor dreizehnhundert Jahren das Land erobert haben. Die große Mehrheit sind Nachkommen der unter dem Druck der Verfolgungen zum Islam abgefallenen Christen. Völkisch gesehen, ist also der Gegensatz nicht so groß. Die Christen haben die Sprache der Eroberer, das Arabische, angenommen und schätzen auch arabische Sprache, Literatur und Kunst als ihr eigenes nationales Erbgut. Und doch besteht eine geradezu unüberbrückbare religiöse, gesellschaftliche und nationale Kluft zwischen Islam und Christentum. Der Mohammedaner fühlt sich als der Eroberer im Lande, sieht den Christen als nur geduldet, ihm dienstbar an. Für den Christen ist der Mohammedaner der Unterdrücker.

Als vor drei Jahren der Vertrag zwischen Frankreich und Syrien unterzeichnet wurde – bis heute ist dieser Vertrag nicht ratifiziert –, redeten Christen und Mohammedaner zunächst einmal von Verbrüderung. In Aleppo z. B. wurde die Kommission, die in Paris den Vertrag geschlossen hatte, bei ihrer Rückkehr mit allgemeiner Begeisterung empfangen. Mohammedanische »Eisenhemden« und christliche »Weißhemden« marschierten vereint auf. Triumphbogen waren aufgerichtet, auf denen Kreuz und Halbmond, friedlich vereint, die Eintracht symbolisieren sollten. Aber diese Eintracht war nur von kurzer Dauer. Ein paar Tage später – die Triumphbogen mit Kreuz und Halbmond standen wohl noch – kam es, man weiß nicht wie, in irgend einem »Suk« (Ladenstraße) zu einer Schlägerei, in der es nicht wenige Tote gab, bis das französische Militär wieder Ordnung schaffte.

In Beirut dasselbe Bild: Heute Freudenfeuer zur Feier der gemeinsamen nationalen Unabhängigkeit, einige Tage später blutige Zusammenstöße. Die Mohammedaner plündern die Läden der Christen, und die Christen, besonders die

Armenier, die der Mohammedaner. Diese können es nicht verwinden, daß der Vertrag die Christen auf eine Stufe mit ihnen stellt, ihnen die gleichen Rechte zubilligt.

Es ist eigenartig, für uns Westländer schwer zu begreifen, wie die Verschiedenheit der Religion notwendig zu gesellschaftlicher und nationaler Zerklüftung führen muß. Die Religion ist eben dem Orientalen etwas viel Innerlicheres, Zentraleres als den meisten Westländern. Das schlimmste Schimpfwort, das man einem im Orient sagen kann, ist: »Dinak! – Verflucht sei deine Religion!«

Der Unterschied der Religion führt zur gesellschaftlichen Gruppenbildung, spaltet die Anhänger der verschiedenen Religionen in »Nationalitäten«. Es ist bezeichnend, daß das arabische Wort für Ritus: »Tâ'ifa«, ebensowohl Ritus wie Nation bedeuten kann. Man redet beispielsweise ebenso vom »Maronitischen Ritus« wie von der »Maronitischen Nation«. In beiden Fällen heißt es arabisch: »Tâ'ifa«.

Der mohammedanischen Religionsgemeinschaft steht indes nicht eine geschlossene christliche Gemeinschaft gegenüber, sondern ein Wirrwarr von »Riten« oder »Nationen«, die voneinander abgeschlossen und untereinander verfeindet sind. Man kennt sich kaum aus in dem Durcheinander. Gehen wir z. B. einmal in Aleppo im Christenviertel spazieren! Durch ein großes eisernes Tor geht es hinein. Es ist noch nicht lange her, da konnte dieses Viertel noch abgeschlossen und in Verteidigungszustand gesetzt werden. Wir folgen einem engen Gäßchen. Bald kommt rechts ein eisernes Tor, das sich verriegeln läßt. Das führt in einen Hof, den Vorraum der Syrisch=katholischen Kathedrale, wo der Syrisch=katholische Bischof seinen Sitz hat. Etwas weiter kommen wir zur Griechisch=orthodoxen Kathedrale, daneben gleich finden wir die Armenisch=orthodoxe (Gregorianische), kurz darauf die Griechisch=katholische (Melkitische) Kathedrale. Bei jeder Kirche der Sitz eines Bischofs von Aleppo! Das Gäßchen führt uns schließlich auf einen etwas größeren Platz. Wir stehen vor der neuen Maronitischen Kathedrale, mit zwei Türmen und einer Kuppel, bis vor kurzem der größten Kirche von Aleppo. Jetzt ist sie durch die neue Lateinische Kathedrale (für nicht einmal zweihundert Lateiner) übertroffen! Vom Platz der Maronitischen Kathedrale führt ein Gäßchen zur Armenisch=katholischen, nicht weit davon liegen auch die Chaldäische (katholische) und die Syrisch=orthodoxe oder Jakobitische Kirche.

Wer kennt sich noch da aus? – Nicht weit von Aleppo liegt malerisch am Fuße von Bergen in der Ebene des Orontes ein verlorenes Städtchen: Antiochien, fast ganz mohammedanisch. Die alte Großstadt liegt unter Gärten begraben, die das heutige Antiochien umgeben. Fünf Patriarchen nennen sich Patriarchen dieser Stadt, die einst die bedeutendste christliche Metropole des Orients war. Da ist der Griechisch=orthodoxe Patriarch, der Griechisch=katholische, der Syrisch=orthodoxe oder Jakobitische Patriarch, der Syrisch=katholische und schließlich

der Maronitische Patriarch. Es gibt auch einen Lateinischen Patriarchen von Antiochien. Doch hier handelt es sich um einen bloßen Titel.

Zu den oben schon genannten Gruppen kommen in Syrien noch die Nestorianer, meist Flüchtlinge aus dem Irak.

Daß diese Unterschiede im Ritus oder in der Religion mit gesellschaftlichen, nationalen Gegensätzen verquicht sind, ist bei den Armeniern von vornherein klar. Die sind ein anderes Volk, eine andere Rasse, von den Arabern, wie anderwärts die Juden, gehaßt. Sie sind als schlau und verschlagen verschrien. Ungemein geschickt und fleißig, überflügeln sie leicht die Araber im Geschäftsleben.

Die Maroniten, die sich vor der Verfolgung ihrer Gegner etwa seit dem 8. Jahrhundert in die schwer zugänglichen Berge des Libanon zurückzogen, lebten dort als ein abgeschlossenes, mehr oder weniger selbständiges Völkchen. Sie fühlen sich auch heute noch als eine »Nation«, verschieden von den andern. Ihr Patriarch war jahrhundertlang der Führer ihrer Nation, der ungekrönte König des Libanon. Auch ihre Sonderung ist also verständlich.

Aber was für ein nationaler Gegensatz soll denn bestehen zwischen den »Griechen« und den »Syrern«? Es handelt sich ja doch überhaupt nicht um Griechen. Sie haben nur den byzantinischen Ritus, und zwar diesen in arabischer Sprache. Völkisch ist gar kein Unterschied zwischen diesen »Griechen« und den Syrern. Aber man konstruiert ihn. Die »Griechen« wollen völkisch Nachkommen der hellenisierten Bevölkerungsschicht sein, aus der zumeist die byzantinischen Beamten in Syrien genommen waren, und die bei der Kirchenspaltung nach dem Konzil von Chalcedon (451) Byzanz treu blieb. Die Syrer dagegen fühlen sich als Erben ihrer Väter, die in Byzanz den Feind sahen und die stammverwandten arabischen Eroberer zunächst geradezu als Befreier vom byzantinischen Joch begrüßten. Die »Griechen« sind begeistert für Byzanz, seine Kunst, seine königliche Liturgie und verachten die bäuerische Kunst und Liturgie der syrischen Dörfer. Nicht selten habe ich diese Auffassung von Priestern und Würdenträgern des melkitischen Ritus vertreten hören. Sie fühlen sich als Griechen. Einmal wohnte ich einer, wenn auch freundschaftlichen, so doch im Grunde ernsten und erbitterten Disputation zwischen einem syrisch-katholischen Priester und melkitischen Ordensleuten bei. Der syrische Priester hatte in einem Aufsatz nachgewiesen, daß die »Griechen« in Syrien selbst ehemals die Messe auf syrisch feierten. Darob große Entrüstung bei den »Griechen«. Sie wollten immer »Griechen« gewesen sein.

Der Syrer empfindet dieses Schwärmen für Byzanz als eine Art Verrat am Vaterland. Ihre Liturgie, ihre Literatur, ihre Kunst ist ihnen Ausdruck ihres Volkstums, das von Byzanz unterdrückt wurde. Hohe syrische Würdenträger hörte ich darüber klagen, daß man im Westen Orient und Byzanz vielfach einfachhin gleichsetzt, daß man nicht weiß, daß es außer der byzantinischen Liturgie noch etwas anderes gibt. Die Syrer sind der Auffassung, daß ihre Liturgie allein Heimatrecht in Syrien hat. Die katholischen Griechen dagegen begreifen nicht,

wie Rom den Nachfolger von Häretikern als Patriarchen von Antiochien hat bestätigen können. Sie meinen, die Syrer müßten sich erst einmal zur griechischen Orthodoxie bekehren, von der sie abgefallen sind. Erst auf diesem Wege könnten sie katholisch werden. Der Griechisch=katholische Patriarch von Antiochien soll in seinen Briefen an den Syrisch=katholischen Patriarchen diesen niemals mit »Patriarch von Antiochien« anreden.

Bei den Syrern ist am ehesten noch syrisches Nationalbewußtsein im Gegensatz zum Arabertum zu spüren. Sie machen nicht so sehr mit in der – sonst schier abgöttischen – Verehrung arabischer Sprache, Kunst und Literatur wie die andern Christen. Sie empfinden das Arabische als die Sprache ihrer Unterdrückter. Die Kinder in der Schule müssen Syrisch lernen. Freilich, weit bringen sie es nicht darin.

Wie sehr sich die Syrer als eine Nation betrachten, darüber belehrte mich ein Besuch beim »Syrisch=orthodoxen« oder Jakobitischen Patriarchen in Homs. Ich hatte mich über eine Stunde mit ihm unterhalten. Er gab mir alle gewünschten Auskünfte, schrieb mir sogar manche Angaben selbst auf syrisch in mein Notizbuch. Nur als ich mit dem Hauptziel meines Besuches herausrückte, mit dem Wunsch, syrische Handschriften im Markuskloster in Jerusalem photographieren zu dürfen, da wurde Seine Seligkeit nervös. Welche Handschriften ich denn haben wolle, fragte der Patriarch. Ich zog einen Zettel heraus, auf dem diese verzeichnet waren. Das Unglück wollte, daß die Überschrift lautete: »Handschriften des jakobitischen Markusklosters in Jerusalem«. Das brachte ihn geradezu in Wut. »Wir sind keine Jakobiten! Wir wollen diesen nichtsagenden verächtlichen Namen nicht! Wir sind Syrer! Das heißt etwas! Das ist eine Nationalität!« Von den katholischen Syrern, die mit Rom gemeinsame Sache machen, die angeblich nicht an allen Gebräuchen ihrer Väter festhalten, sprach er verächtlich als von einer winzigen Gruppe. Als ich ihm am Anfang sagte, daß ich mich besonders für die syrische Liturgie interessiere und deshalb mit ihm in Verbindung zu treten wünsche, sagte er mir: »Jawohl, hier sind Sie an der Quelle! Wir haben die syrischen Gebräuche rein bewahrt.« Mit Stolz zeigte er mir seine syrischen Handschriften und sprach mir von der syrischen theologischen Literatur. – Diese Leute fühlen sich als Syrer, als eine Nation.

So werden also die Unterschiede in den Riten auch heute noch als völkische, nationale Verschiedenheiten betrachtet. Die religiösen Gruppen sind gleichzeitig gesellschaftliche Gebilde. Man muß das geschichtlich verstehen. Die mohammedanischen Eroberer, zumal die Türken, ließen den unterworfenen Christen ihre Gebräuche und ihr Recht. Das religiöse Oberhaupt wurde zugleich als bürgerliches Haupt der betreffenden Gruppe anerkannt. Das entspricht ganz der mohammedanischen Auffassung, nach der Religion und gesellschaftliche Normen zusammengehen. Der Richter in Syrien muß beispielsweise eine Erbschaftsangelegenheit eines orthodoxen Griechen nach dessen Recht, die gleiche Sache bei einem Mohammedaner nach mohammedanischem Recht behandeln. Auch die französische Mandatsregierung erkennt diesen Zustand an, ein Zeichen, wie

tief er im Volksbewußtsein verankert sein muß. Der Hohe französische Kommissar hat alle »Riten« aufgefördert, ihr »statut personnel« zu kodifizieren und zur Approbation zu unterbreiten. Übertritt von einem religiösen Bekenntnis zum andern bedeutet folglich nicht bloß Wechsel der Religion, sondern geradezu Wechsel der Nationalität.

Diesen gesellschaftlichen Übertritt zu vollziehen, das ist das Schwierigste. Das ist aber auch eine entscheidende Garantie dafür, daß der Religionswechsel ernst gemeint ist. Seit einigen Jahren arbeiten die Paulisten, eine moderne melkitische Kongregation, im »Tal der Christen« unter den orthodoxen Griechen. Sie verlangen von denen, die übertreten wollen, keine feierliche Abschwörung der Häresie, sondern Änderung der »carte d'identité«. Das ist ihnen viel bedeutender und viel sicherer als eine mündliche, feierliche Abschwörung, die rein religiösen Charakter hat.

Die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft besagt zum mindesten auch, daß man Glied der betreffenden gesellschaftlichen Gruppe ist. Ja man kann streng genommen zu einer solchen Gruppe gehören, ohne innerlich ihrer Religion anzuhängen. Wie viele moderne Mohammedaner sind im Innersten nicht mehr überzeugt von der mohammedanischen Religion, wenigstens nicht von den ihr eigentümlichen Lehren. Trotzdem fühlen sie sich vollständig als Mohammedaner! Ich kenne einen Drusen, der im geheimen Katholik ist. Er bleibt aber in der Gemeinschaft der Drusen, gilt offiziell als Druse.

Das Christentum in Syrien hat einen fast unablässigen Kampf um seine Existenz gekämpft seit dreizehnhundert Jahren. Man darf das nie vergessen, wenn man in der Beurteilung der Verhältnisse in der syrischen Christenheit nicht ungerecht werden will. Dreizehnhundert Jahre lang waren die Christen nur geduldet, Staatsbürger zweiter Klasse, oder besser überhaupt keine Staatsbürger. Sie waren allen Demütigungen ausgesetzt. Sie mußten sich so kleiden, daß sie als Christen kenntlich waren, durften nicht zu Pferde reiten, mußten den Mohammedanern den Vortritt lassen usw. Oft genug wurden sie in Massen hingeschlachtet von fanatischen Moslem. Noch zuletzt 1860 wurden Tausende hingemordet. Man muß sich nur wundern, daß nach alledem das Christentum in Syrien nicht völlig ausgerottet ist.

Daß das Christentum sich in dieser Weise erhalten hat, dazu hat ohne Zweifel die enge Verbindung von Religion und Volkstum viel beigetragen. Der religiöse Gegensatz zu den mohammedanischen Eroberern war zugleich ein nationaler. Das stählte den Widerstand. Die Syrer sahen in ihrer Religion ihr kostbarstes nationales Erbgut, das gegen landfremde Eindringlinge zu verteidigen eine nationale Ehrensache war, ob diese Eroberer nun Araber, Mongolen oder Türken waren. Daß die religiösen Führer, die Patriarchen und Bischöfe, dabei in vorderster Linie standen, daß sie damit auch zu Verteidigern des Volkstums ihrer Herde wurden, ist begreiflich. Es waren gar keine andern Führer da. Sie wurden in diese Rolle durch die Umstände einfach hineingedrängt.

Freilich, heute haben sich die Zeiten geändert. Die orientalischen Prälaten werden das begreifen müssen.

Allerdings hat die ganze Sache ihre Kehrseite: Der religiös=nationale Gegensatz zum Islam läßt bei den orientalischen Christen katholischen Missionsgeist nur schwer aufkommen. Der Christ sieht im Mohammedaner nur den Feind, gegen den er seinen Besitzstand verteidigen muß. Es kommt ihm schwer in den Sinn, daß es seine Sendung ist, den Moslem zum Christentum zu bekehren.

Dem nationalen Gegensatz der Christen zu den Mohammedanern entspricht auf der andern Seite der gleiche Gegensatz der Mohammedaner zu den Christen. Ein Übertritt eines Mohammedaners zum Christentum ist in den Augen der Mohammedaner nicht bloß Verleugnung des Glaubens, er ist auch Verrat am Volk. Darauf steht die Todesstrafe. Die katholische arabische Zeitung »Al Bachir« führt in letzter Zeit einen Kampf für eine tatsächliche Gewissensfreiheit, die den Nichtchristen, Alaouiten, Drusen und Mohammedanern es wirklich möglich macht, frei zum Christentum überzutreten. Im Lauf der Kontroverse polemisiert der »Bachir« gegen die von einem früheren syrischen Ministerpräsidenten gegebene Erklärung der syrischen Verfassung. Dieser sagt, die Verfassung gewährleiste zwar die Gewissensfreiheit, sie anerkenne aber auch die mohammedanische Religion, und diese Religion setze auf Apostasie die Todesstrafe (»Al Bachir« Nr. 5433 vom 4. März 1938). Man ist also weit entfernt von einer tatsächlichen Gewissensfreiheit. Die Verquickung von Religion und Volkstum ist nicht zuletzt schuld daran.

Die Mission der Jesuiten unter den Alaouiten (Mischreligion aus christlichen und mohammedanischen Elementen) stößt auf die gleiche Schwierigkeit: Übertritt zum Christentum bedeutet Austritt aus der Volksgemeinschaft. Die Gewinnung der von Rom getrennten Christen, der orthodoxen Griechen, Syrer usw., ist wiederum in erster Linie gehemmt durch die Gleichsetzung von Ritus und Volkstum. Das gilt bei Einzelbekehrungen. Der einzelne kann sich nur sehr schwer aus seinem »Ritus« loslösen. Er bedeutet ihm eben auch seine Nationalität. Der Übertritt ganzer Gruppen findet die gleiche Schwierigkeit. Vereinigung mit Rom bedeutet für sie die Aufgabe ihres nationalen Partikularismus, auch wenn Rom ihnen ihre Riten und Gebräuche läßt. Sie sind nicht mehr selbständig, nicht mehr eine Nation für sich. Das können sie nicht ertragen. Es geht nicht um diesen oder jenen dogmatischen Unterschied, es geht darum, daß die nationale Eigenständigkeit, wie sie wenigstens meinen, aufgegeben werden muß, daß man einem andern, der nicht aus diesem Ritus, dieser Nationalität ist, gehorchen muß, eben dem Papst in Rom. Bei den Syrern kommt hinzu, daß sie ihre ganze Vergangenheit gleichsam verleugnen müssen, daß sie anerkennen sollen, daß alle ihre großen Männer, Severus von Antiochien, Philoxenus, Bar Hebraeus usw., auf einem Irrwege waren, daß sie Häretiker sind! Man streut bei den Syrern das Gerücht aus: Wenn ihr katholisch werden wollt, dann müßt ihr alle eure Vorfahren verfluchen. Das verlangt natürlich in Wirklichkeit niemand von ihnen.

Die Gleichung zwischen Ritus und Volkstum wirkt sich verhängnisvoll aus auch unter den katholischen Riten. Katholische Melkiten («Griechen») und katholische Syrer sind ja gewiß beide katholisch, eins im Glauben. Aber damit sind die »nationalen« Gegensätze noch nicht begraben.

Im Dezember des Jahres 1937 erschien im »Bachir« und auch in der französischen Zeitung »La Syrie«, die in Beirut erscheint, ein Artikel unter dem Namen des inzwischen verstorbenen chaldäischen Chorbischofs Philipp Chauriz (tatsächlich verfaßt von dem melkitischen Priester Elias Tanbe), der die Uneinigkeit der orientalischen Katholiken beklagt und als Heilmittel die Vereinheitlichung der kirchlichen Jurisdiktion vorschlägt. Da sind in einem Städtchen z. B., so führt der Artikel aus, etwa 1500 Katholiken, gespalten in sechs verschiedene Riten, unter sechs voneinander unabhängigen Autoritäten. Jeder Ritus hat seinen Priester, seine Kirche, seine Schule, seinen Friedhof usw. Jedem Ritus für sich allein fehlen natürlich die Mittel, irgend ein Werk großzügig anzufassen. Alle zusammen würden etwas Tüchtiges leisten können. Aber sie gehen eben nicht zusammen. – In einer Stadt hielt man im Jahre 1921 eine glänzende Prozession. Es blieb bei diesem einen Mal. Warum? Irgend einer der Bischöfe machte nicht mehr mit. Anderswo hat man ein gemeinschaftliches katholisches Gymnasium für alle Riten gegründet. Ein Jahr hat es gedauert. So der Artikel. Die schweren Schäden der Uneinigkeit der »Riten« oder »Nationen« untereinander liegen auf der Hand.

Wie ist diesem Übelstand abzuhelpen? Das ist das Problem für das Christentum im vorderen Orient. Wird man es fertigbringen, die Gleichung Ritus = Volkstum zu sprengen? Muß man sie sprengen, um zum Ziel der Einheit und Stoßkraft des Christentums im Orient zu kommen?

Wäre es möglich, eine größere, umfassendere Einheit zu bilden, ein Vaterland zu schaffen, das alle Syrer, gleich welcher Religion, als das ihrige anerkennen würden? So wie z. B. für alle Franzosen »la France« ein unumstrittenes Ideal ist, ob sie nun Freidenker, Katholiken oder Protestanten oder was immer sein mögen. Aber ist das möglich? Läßt sich aus Armeniern, Syrern, Mohammedanern usw. »ein Volk« aufbauen, das nach unsern deutschen Begriffen die Grundlage für »ein Reich« wäre? Oder ist es möglich, wenigstens die Einheit einer Zivilisation, der geistigen Güter zu formen, die dem Franzosen das Wesentliche für die Einheit seiner »patrie« ist? Ich glaube, aus dem bunten Wirrwarr in Syrien wird schwerlich ein Vaterland erstehen.

Um die schweren Gefahren der Gleichsetzung von Nation und Religion zu bannen, propagiert man in Syrien – seltsamerweise von katholischer Seite – so etwas wie Trennung von Kirche und Staat oder Entklerikalisierung des öffentlichen Lebens, als geringeres Übel wenigstens.

Im Mai des vergangenen Jahres griff eine mohammedanische Zeitung »Al-Kabas« den »Bachir« an, indem sie den französischen Laizismus gegen das »klerikale« Blatt zu mobilisieren suchte. Der »Bachir« stellte daraufhin seinem Gegner die verfängliche Frage, ob er bereit sei, folgenden Satz zu unterschreiben, den

der »Bachir« selbst mit Freuden sich zu eigen mache: »Il n'y aura de salut pour la Syrie que dans l'établissement à Damas d'un gouvernement laïque.« Dieser Laizismus einer katholischen Zeitung ist sehr begreiflich; denn es geht gegen die mohammedanische Regierung, die den Staat und die mohammedanische Religion gleichsetzen will. Da ein christlicher Staat in Syrien unmöglich ist, so ist das geringere Übel eben die reinliche Scheidung zwischen Religion und Staat, Trennung von Kirche und Staat.

So wird in Syrien von katholischer Seite vielfach der Gedanke verfochten, daß Ritus und Volkstum, Religion und Nation, reinlich voneinander zu scheiden seien, um so zur Einheit zu kommen. Ist das notwendig? Kann wahrhaft katholischer Geist nicht auch trotz dieser Verschiedenheit der »Nationalitäten« zu einer wirklichen Einheit kommen? Kann nicht, auch wenn religiöse Gebräuche und Riten innig mit dem Volkstum verbunden sind – und das hat doch auch sein Gutes –, trotzdem alles in der höheren Einheit der *Una Sancta Catholica et Apostolica Ecclesia* verbunden sein? Katholischer Geist ist weit und anpassungsfähig genug, um die jedem Volkstum entsprechende Ausprägung aufzunehmen. Katholischer Geist fordert darum ehrliche Achtung und Hochschätzung vor den mit dem Volkstum aufs innigste verbundenen religiösen Sondergebräuchen der einzelnen Gruppen der orientalischen Christenheit. Man muß diese Dinge ehrlich als Werte anerkennen, nicht bloß widerwillig als geringeres Übel dulden und im stillen doch wünschen, alles möglichst dem lateinischen Ritus anzugleichen oder gar die Orientalen einfach zu latinisieren. Die von uns getrennten Christen werden nie auf ihre religiösen Sondergebräuche, die ihnen eben auch ein Stück Volkstum sind, verzichten. Ehrliche Hochschätzung und Anerkennung der andern Art ist die einzig mögliche Grundlage der katholischen Einheit.

Es ist verhältnismäßig leicht, auch an die nichtkatholischen Orientalen heranzukommen, wenn man sich für ihre Riten und ihr Volkstum interessiert. Gar oft kann man von Orientalen den Vorwurf hören, daß die lateinischen Missionare es an diesem Interesse und überhaupt an der Hochschätzung für die Orientalen fehlen lassen. Es soll hier nicht darüber geurteilt werden, ob dieser Vorwurf zu Recht besteht. Er zeigt jedenfalls, was die Orientalen mit Recht von uns erwarten. Wir müssen uns von dem Vorurteil freimachen, daß »katholisch« und »lateinisch« dasselbe seien.

Das Bewußtsein der katholischen Einheit muß bei den Orientalen selbst gestärkt werden. Sie müssen begreifen lernen, daß alle Unterschiede im Ritus, in den Gebräuchen und im Volkstum der katholischen Einheit in keiner Weise zuwider sind. Die Zusammenarbeit zwischen den Riten aus diesem Geist heraus hat in den letzten Jahren Fortschritte gemacht. In Aleppo wie in Mossul z. B. bestehen katholische Arbeitervereine, von katholischen Syrern geleitet, die Mitglieder aus allen Riten umfassen. Hier wird wirklich gute Arbeit geleistet. Von lateinischen Missionaren geleitete interrituelle Kongregationen und Vereine gibt es viele. Ein viel größerer Fortschritt ist es aber, daß auch die Orientalen

selbst schon überrituelle, wahrhaft katholische Werke zustande bringen. In Aleppo setzen sich die vier katholischen Bischöfe jede Woche zu einer Konferenz zusammen. Die Einheit läßt sich bei gutem Willen verwirklichen.

Auch bei den lateinischen Missionaren wächst das Verständnis für die Orientalen. Die Jesuiten z. B. haben vor einiger Zeit ein Noviziat im Libanon eröffnet. Die Einheimischen, die dort eintreten, behalten ihren Ritus, während früher alle, die Jesuiten wurden, zum lateinischen Ritus übertreten mußten. Ein Jesuit wurde bereits im melkitischen Ritus zum Priester geweiht. Ein anderer, syrischer Herkunft, wird zum syrischen Ritus wieder zurückkehren oder hat diesen übertreten bereits vollzogen. An der Theologischen Fakultät der »Université St. Joseph« in Beirut sind bereits auch einheimische, orientalische Priester als Professoren tätig. Das Seminar nimmt Theologen aller Riten auf und formt sie gemeinsam in katholischem Geist.

Das Wiederaufblühen der orientalischen Christenheit kann nur Wirklichkeit werden, wenn wahrhaft katholischer Geist alle beseelt. Wie will man die Mohammedaner gewinnen, wenn ihnen das Christentum nur das Bild der jammervollsten religiösen Zersplitterung ist! Katholischer Geist verlangt die aufrichtige Achtung auch vor dem Volkstum der Mohammedaner. Das Christentum muß in einem Gewand zu ihnen kommen, das diesem Volkstum entspricht. Charles de Foucauld hat in diesem Sinn in Afrika vorbildlich gearbeitet.

Ritus und Volkstum, das ist das Zentralproblem im vorderen Orient. Es ist zu lösen aus katholischem Geiste heraus.

Umfchau

Dacqués Naturphilosophie

E. Daqué¹ bemüht sich schon lange, das »Rätsel Mensch« in seinem Urgrund zu erfassen. Dieses Rätsel enthält einen physischen und einen metaphysischen Teil. Mit dem Physischen oder Naturhistorischen beschäftigt sich mehr sein Buch »Urwelt, Sage und Menschheit«, das schon in achter Auflage erschienen ist, mit der Metaphysik das neue Werk »Das verlorene Paradies«¹. Das Physische fällt tatsächlich zusammen mit dem, was man gewöhnlich die tierische Abstammung des Menschen nennt; von Anatomie, Physiologie oder dergleichen ist nicht die Rede. Darüber ist nun gewiß viel geschrieben worden, dafür und dagegen, und man glaubte die Frage endgültig gelöst zu haben. Aber dem ist nach Daqué nicht so. Die landläufige, materia-

listisch orientierte Abstammungstheorie, nach der der Mensch als letztes zeitliches Ergebnis einer Höherentwicklung des Tierischen physisch entsteht, ist unmöglich. Denn der Mensch als der »universalste«, d. h. am wenigsten differenzierte organische Typus, kann nicht aus irgend welchen tierischen Typen entstehen, da alle nicht menschlichen, tierischen Formkreise einseitig spezialisiert sind. Wohl aber kann das Ganze in seine Teile zerlegt werden, und diese Teile sind eben dann nur noch Bruchstücke des einen Ganzen. Der Menschentypus muß also »im Anfang« stehen, aus ihm müssen die Teilformen sich herausentwickeln. Dieses »Stehen im Anfang« kann nun idealistisch aufgefaßt werden und konkret physisch. Im ersteren Fall hieße das: die naturhistorische Entwicklung des Tierischen geschieht unter dem Einfluß der »Idee« Mensch, und ihr ganzer Zweck ist, den physischen Menschen allmählich möglich zu machen; dieser tritt dann ohne physischen (d. h. durch Zeugung vermittelten) Zusammenhang mit dem Tie-

¹ Urwelt, Sage und Menschheit. 8. Aufl. 80 (367 S.) München 1938, R. Oldenbourg. Geb. M 7.50. - Das verlorene Paradies. 80 (452 S.) Ebd. Geb. M 7.50.